

dtv

Mascha Kaléko schrieb »Gebrauchslirik« – Gedichte, die man zum Leben braucht. Sie teilt diese Zuordnung mit Erich Kästner, Joachim Ringelnatz und Kurt Tucholsky, ging aber stets ihren eigenen Weg. Mit ihrem unverwechselbaren Ton zählt sie zu den prominentesten Dichterinnen des 20. Jahrhunderts. »Ich werde still sein; doch mein Lied geht weiter«, schrieb sie prophetisch in einem Vers – und sie hat recht behalten.

Dieser Geschenkband mit einhundert Gedichten versammelt eine repräsentative Auswahl ihrer Werke, zusammengestellt von Gisela Zoch-Westphal, der Mascha Kaléko ihr literarisches Erbe anvertraute.

Mascha Kaléko, am 7. Juni 1907 als Tochter jüdischer Eltern in Galizien geboren, fand in den zwanziger Jahren Anschluß an die literarische Szene in Berlin und hatte 1933 mit dem »Lyrischen Stenogrammheft« ihren ersten großen Erfolg. 1938 emigrierte sie in die USA, 1959 siedelte sie von dort nach Israel über. Sie starb am 21. Januar 1975 nach einem längeren Krankenhausaufenthalt in Zürich.

Weitere Informationen unter: www.maschakaleko.com

Gisela Zoch-Westphal hat bei dtv weitere Gedichtbände von Mascha Kaléko herausgegeben.

Mascha Kaléko

Mein Lied geht weiter

Hundert Gedichte

Ausgewählt und herausgegeben von
Gisela Zoch-Westphal

dtv

Von Mascha Kaléko
sind bei **dtv** außerdem erschienen:
In meinen Träumen läutet es Sturm (1294)
Die paar leuchtenden Jahre (13149)
Sei klug und halte dich an Wunder (14256)
»Liebst du mich eigentlich?« (28039)
Liebesgedichte (28063)
Feine Pflänzchen (28082)
Das lyrische Stenogrammheft (28098)
Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden
(59086 und 59087)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe 2007
18. Auflage 2017
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Corbis/Collier Campbell Lifeworks
Gesetzt aus der Monotype Garamond
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13563-4

Inhalt

Zur Heimat erkor ich mir die Liebe 7

Ich und Du 29

Du sollst nicht wissen, daß ich einsam bin 47

Heimweh nach den Temps perdus 65

Der Jahre buntes Kleid 85

Wir haben keine andre Zeit als diese 101

Das sogenannte Rad des Lebens 123

Nachwort 149

Alphabetisches Verzeichnis
der Gedichtüberschriften und -anfänge 155

Zur Heimat erkor ich mir die Liebe



Die frühen Jahre

Ausgesetzt

In einer Barke von Nacht

Trieb ich

Und trieb an ein Ufer.

An Wolken lehnte ich gegen den Regen.

An Sandhügel gegen den wütenden Wind.

Auf nichts war Verlaß.

Nur auf Wunder.

Ich aß die grünenden Früchte der Sehnsucht,

Trank von dem Wasser das dürsten macht.

Ein Fremdling, stumm vor unerschlossenen Zonen,

Fror ich mich durch die finsternen Jahre.

Zur Heimat erkor ich mir die Liebe.

Notizen

Meine Kindheit weht zu mir herüber
Fernes Glockengeläut aus dem Nebel.

Dort ist immer November
Sehnsucht, Halsweh und Angst.

Im Keller hausen Gespenster
Der Kinderverzehrer im Dach.

Die Wände der guten Stube
Mit plüschrotem Nein tapeziert

Fernes Glockengeläut durch den Frost
Dunkel und Flüstern und Fliehen
Und atmen daß keiner dich hört

Und immer fremdere Nachbarn
Und andere Dialekte

Die alte Wobinichdennangst
Das feindliche Bett im Nirgendwo
Fremder Seifengeruch auf dem Kissen

So viele Brücken hinter dir verbrannt
Aus ihrer Asche immer wieder die falsche, die neue
Phönix-Heimat. Ich kann ja schreien. Gott sei Dank.

Fragnichtsoviel
Die Fenster zu. Die Rolläden bleiben herunter.
Wer an der Tür läutet, der Postbote kann's nicht sein.
Kinder werden gesehen nicht gehört
Weinen ist lebensgefährlich

Meine Kindheit ein fernes Geläute
Heimweh und juckende Socken
Geküßt wurde nur auf dem Bahnhof.

Der See war zum Ertrinken da, im Sommer
Im Winter: zum Beinebrechen.
Der Himbeerstrauch rief Verboten.

Wie waren die Großen so groß
Das Tor nur auf Zehen zu öffnen
Draußen sang schmetternd die Magd
Ein Vogel pfiß in der Laube
Der Himmel frischgewaschen und weit
Eine Blausilbermurmeltier aus Glas
Draußen war Freiheit war Liebe.

Vielleicht

Auto(r)biografisches

Ich war ein kluges Embryo,
Ich wollte nicht auf die Welt.

Nach zehn Monaten erst und
Vollen zehn Tagen
Erbarmte ich mich der jammernden Mutter
Und suchte den Weg ins Unfreie.

Nicht weniger als hundertachtzig Stunden
– So hat's die Großmutter seufzend berichtet –
Stand unser Haus im Zeichen des Todes.

Ich habe mich später manchmal gefragt,
Wie Freud aus Wien das wohl beurteilt hätte
Oder Professor Jung an der Limmat.

Genug, an einem Junimorgen,
Im Monat der Rosen, im Zeichen der »Zwillinge«,
Bei Glockengeläut um fünf Uhr früh
Gab ich zögernd den Widerstand auf
Und verließ mein provisorisches Domizil.

Ein Fremdling bin ich damals schon gewesen,
Ein Vaterkind, der Ferne zugetan,
Den Zugvögeln und den Sternen.

Auf einem Kinderbildnis
Reiße ich mich wild mit weitgereckten Schwingen
Aus den Armen der Amme.

Früh schon gefiel mir das Anderswo.
Mit knapp fünf Jahren lief ich endlich fort.
Man hat mich aber immer eingefangen.
Leider.

Nein, es hat mir gleich nicht gefallen
Hier unten.

Enfant terrible

Ich
Habe eine
Ich habe eine Puppe
Gestohlen.
Die ich mir wünschte
Bekam ich nie.
Drei Geburtstage lang
Und dann die mit Tintenaugen
Und Haaren aus Zelluloid.
Beinah ist oft schlimmer als Nein.
Nun habe ich eine.
(Gestohlen.)

Bericht aus einer Kindheit

Weil er die Geige spielte wie ein Engel,
Vorausgesetzt, daß Engel Geige spielen,
Gehörte ihm mein halb erwachtes Herz
Mit seinen höchst verwirrenden Gefühlen.

Vom Reich der Kindheit offiziell verbannt,
Das Tor zur Welt der Großen noch versperrt,
So schwebte ich in meinem Niemandsländ
Und lebte für ein Violinkonzert.

Da saß ich denn in der Philharmonie
Und schämte mich der dummen fünfzehn Jahre.
Das Schottenröckchen reichte kaum ans Knie,
Und auf dem Podium stand der Wunderbare

Und musizierte sich stracks in mein Leben,
Trug seinen Namen in mein Schicksal ein.
Mama in schwarzem Taft saß dicht daneben
Und ahnte nichts. Und ich war so allein.

So einsam war die Welt in jenem Herbst.
Die Ahornbäume sandten ihren herben
Oktoberduft zum Abschied in den Park.
Ich lernte damals unauffällig sterben.

Vor dem Spiegel

Wo blieb das kleine Mädchen mit den Zöpfen ...
Dem blauen Schulkleid mit den Perlmutterknöpfen,
– Auf Zehenspitzen seine stumpfe Nase
Noch stumpfer pressend an dem Spiegelglase,
Um, wie's der alten Köchin einst geschehen,
Das ferne Bild der Zukunft drin zu sehen ...
Oh, Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wohin hast du das Kind verbannt?

Die Zukunft suchte ich in vielen Spiegeln;
Doch blieb sie mir ein Buch mit sieben Siegeln.
Nun reck ich mich im Spiegel dieser Zeit
Und such darin nach der Vergangenheit.
Er aber zeigt mir unverwandt und hart
Das fremde Antlitz dieser Gegenwart,
Verweigernd mir mein eigenstes Gesicht.
– Doch davon sprach die alte Köchin nicht.

Stilles Gebet

Ich dank dir Herr
In jeder stillen Stund
Ist auch mein Mund
Scheu und verschwiegen.
Ich stehe hier
An meines Kindes Wiegen
Und ohne Wort
Dankt es in mir.

Berlin, Februar 1938

An mein Kind

Dir will ich meines Liebsten Augen geben
Und seiner Seele flammenreines Glühn.
Ein Träumer wirst du sein und dennoch kühn,
Verschloßne Tore aus den Angeln heben.

Wirst ausziehen, das gelobte Glück zu schmieden.
Dein Weg sei frei. Denn aller Weisheit Schluß
Bleibt doch zuletzt, daß jedermann hienieden
All seine Fehler selbst begehen muß.

Ich kann vor keinem Abgrund dich bewahren,
Hoch in die Wolken hängt Gott den Kranz.
Nur eines nimm von dem, was ich erfahren:
Wer du auch seist, nur eines – sei es ganz!

Du bist, vergiß es nicht, von jenem Baume,
Der ewig zweigte und nie Wurzel schlug.
Der Freiheit Fackel leuchtet uns im Traume –
Bewahr den Tropfen Öl im alten Krug!

Der Mann im Mond

Der Mann im Mond hängt bunte Träume,
Die seine Mondfrau spinnt aus Licht,
Allnächtlich in die Abendbäume,
Mit einem Lächeln im Gesicht.

Da gibt es gelbe, rote, grüne
Und Träume ganz in Himmelblau.
Mit Gold durchwirkte, zarte, kühne,
Für Bub und Mädels, Mann und Frau.

Auch Träume, die auf Reisen führen
In Fernen, abenteuerlich.
– Da hängen sie an Silberschnüren!
Und einer davon ist für dich.

Der Sternanzünder

Geht die Abendsonne schlafen,
Kommt der Sternanzündemann.
Und der steckt die vielen Sterne
Hoch am dunkeln Himmel an.
Einer nach dem andern flammt
Silberhell auf blauem Samt.
Und inmitten all der Sterne
Knipst er an die Mondlaterne.

Horch, die Abendglocken läuten!
Tagwind spricht zum Abendwind:
Freund, das Stündlein hat geschlagen,
Da *dein* Abenddienst beginnt.
Lebe wohl, ich kann nun gehn.
Fange du jetzt an zu wehn!
Und der Sternanzündemann
Zieht daheim den Schlafrock an.